Krieg, und für anderes gibt es in unserem Denken jetzt keinen Raum! Aber auch die Frauen haben ihr Teil am Krieg, ihr reichlich großes und vielleicht sogar das schwerere. Glücklich diejenigen, denen es vergönnt ist, in der Verwundetenpflege, als aufmerksame, geschickte Handlangerin des Arztes, in der sozialen Arbeit sich auszuwirken. Auch die Munitionsarbeiterin, die Schaffnerin, die Postbotin usw., sie alle aus das ihrige für's Vaterland und können im Gedanken an den Verlorenen sagen: Du starbst für die Heimat, ich lebe und wirke noch dafür, beide gaben wir unser Möglichstes, ich bin deiner würdig. — Aber noch viel, viel Frauenkraft liegt brach in Deutschland und es ist an der Zeit, sie nunmehr auszunützen. Der Boden muß für die Ernährung sein Letztes hergeben, muß nicht auch die Volkskraft bis zum Aeußersten herangezogen werden? Niemand, der unsere Frauenwelt kennt, wird leugnen, daß in ihr noch unendlich viel unausgenutzte Kraft steckt. Ohne unmittelbare Dinge zu verlangen, ist es doch notwendig, nunmehr die Frauenwelt dem Vaterlande dienstbar zu machen, der bis jetzt dieses Glück noch versagt blieb. Viel ist ja für das weibliche Dienstjahr schon geredet und geschrieben worden; mit tiefer Verbiedlung wird die Dienstpflicht gerade von den Frauen begrüßt. Der Kampf ist und bleibt dem Manne vorbehalten, aber manches, was dieser Kampf mit sich bringt, wird nun von den Frauen übernommen werden.

Vorerst wird es sich wohl darum handeln, die zur Munitionsherstellung heranzuziehen, aber später wird man hoffentlich noch weiter gehen und die Frauen auch ihrer Art und Fähigkeit entsprechend im Felde verwenden. Im Sport tut es die Frau dem Manne fast gleich, warum soll sie nicht auch im Ernst ihre Kraft anwenden und fühlen? Im Reiten, Rudern, Schwimmen, Bergsteigen usw. leistet sie Beträchtliches, also muß sie bei entsprechender Ausbildung auch im Felde zu gebrauchen sein. Sollte es z. B. nicht möglich sein, die Feldpäcke ganz der Frau zu überlassen? Die Ausbildung müßte selbstverständlich durchaus soldatisch geschehen, die Frauen, ohne Unterschied des Standes und Vermögens, müßten gemustert und eingezogen werden, nur mit dem Unterschied, daß Verbrecherinnen, die für Kinder, vielleicht bis zum Alter von 16 Jahren zu sorgen haben, dienstfrei sind. Es geht nicht an, daß in einer Zeit wie der jetzigen, wo Millionen unsäglichste Opfer brachten und bringen, viel Tausende deutscher Frauen ihre Zeit damit hindringen, schöne Handarbeiten zu machen, zu musizieren, zu malen und Romane zu lesen, weil man sie nicht braucht, weil sie es nicht nötig haben, Geld zu verdienen usw. Der Bauernsohn, der Opernsänger, der reiche Nichtstuer müssen das Wohlleben mit dem Schützengraben vertauschen, auch ihre Frauen und Töchter werden sich neben der Arbeiterin bewähren, wie sie selbst neben dem Arbeiter. Die deutschen Frauen werden ein Gesetz begrüßen das sie zum Vaterlandsdienste ruft, wie den Mann. Allen Edlern vorm leuchtet unser Männerheer; unser Frauenheer wird ihm nicht nachstehen.

Irrige Vorstellungen über das moslemische Frauenleben.

Einige irrige Anschauungen über das moslemische Frauenleben deckt Halil Halid Bey im ersten Heft der „Islamischen Welt" auf, einer Zeitschrift, die zur Förderung unserer Kenntnis der Türkei in Berlin herausgegeben wird. Ein europäisches Vorurteil sah eine Knechtung der türkischen Frau darin, daß sie sich völlig verschleiern mußte. Ganz abgesehen davon, daß die durch den Krieg in der Türkei begonnene neue Zeit diese Sitte zum größten Teil schon aufgehoben hat, handelt es sich hier mehr um eine allgemein befolgte gesellschaftliche Gewohnheit, als um ein regelrechtes Gesetz. Ihr Zweck besteht überdies nicht in Unterdrückung, sondern in einer Schutzmaßnahme, da die Frau auf diese Weise vor Nachstellungen bewahrt werden soll. Daß heute hieran nicht mehr festgehalten wird, entspricht dem Grundsatz der allgemeinen islamischen Gesetzgebung, der besagt: „Wenden sich die Zeiten, so müssen sich auch die Gesetze ändern." Den meisten und stärksten Angriffen durch europäische Kritiker war stets die in der Welt des Islams herrschende Vielweiberei ausgesetzt. Zu diesem Punkte jedoch führt die Zeitschrift an, daß das europäische Leben ja selbst die Vielweiberei durchaus nicht fremd sei, nur daß diese durch ein äußerliches Verbotsschild einen besonders unmoralischen Charakter erhalte. Ein Mann soll eine Nachkommen nicht verlassen oder entehren. In der modernisierten Welt wird keine Theorie über unehelichen Kinder aufrechterhalten; es gibt in modernen Gesetzen auch keine Findelhäuser, die den Vater eines unehelichen Kindes die Unannehmlichkeit ersparen, das seine Gesichtsz als sein eigen Fleisch und Blut anerkennen zu müssen. Der Muslimmann bekommt aus besten Mutter seines Kindes, wobei nicht Rücksicht darauf genommen wird, ob er bereits ein Weib besitzt oder nicht. Interessant sind für europäische Begriffe neuzeitig sind auch die Ansichtsmungen über die Ehescheidung und der Ehrlichkeit. Es wurde oft fälschlich behauptet, daß in der moslemischen Welt nur der Mann eine Scheidung beantragen könne. In Wirklichkeit aber kann bei Abschluß des Heiratsvertrages die Frau die Bestimmung darin aufnehmen lassen, daß sie sich das Recht der Scheidung vorbehält.

Frauenerwerb in der Türkei.

Auf Anregung von Nadjiß Sultano, der Gattin Enver Paschas, ist unlängst ein neuer Verein zur Hebung der wirtschaftlichen Stellung der türkischen Frau gegründet worden. Dieser Verein, der von der türkischen Regierung unterstützt wird und über großes Kapital verfügt, wird in verschiedenen Gegenden Anatoliens große Konfektionswerkstätten eröffnen, in denen türkisch-mohammedanische Frauen beschäftigt werden sollen. Es sind bereits Vorbereitungen getroffen, um zunächst die erste Werkstätte in Konstantinopel ins Leben zu rufen, und man hofft, sehr bald allein in der Hauptstadt mindestens 10 000 Frauen Arbeit geben zu können. Die Frauen sollen Kleider aller Art und Gewebe herstellen, dazu Wäsche und Spitzen. Frauen, denen es nicht möglich sein sollte, in den Fabriken selbst zu arbeiten, sollen als Heimarbeiterinnen Aufträge bekommen. In eigenen Geschäften wird der Verein den Verkauf seiner Erzeugnisse bewerkstelligen. Die gesamte türkische Presse ist mit dieser in das Leben der türkischen Frauen tief einschneidenden Neuerung durchaus einverstanden und hebt hervor, daß die Teilnahme der Frau am Wirtschaftsleben durchaus im Sinne des Koran ist, der die Frau in wirtschaftlichen Angelegenheiten auf gleiche Stufe mit dem Mann zu stellen gebietet.

Die bedrohten Blondinen in Frankreich.

Die französischen Frauen, die schon bisher ihrer Meinung nach allzuviel durch den Krieg zu leiden hatten, und ganz besonders die Witwen, werden, und immer mehr Luxusbedürfnisse verzichten müssen, sehen sich seit kurzem einer Bedrohung gegenüber, die alle Gemüter aufs heftigste erregt. Die modische Haarfarbe in Frankreich war nun ja stets nicht heute noch das Tizianblond, und tatsächlich gibt es wohl in keiner Stadt mehr Blondinen als in Paris. Und nunmehr soll die Zahl dieser Blondinen durch eine der jüngsten Verordnungen auf einen ganz geringen Bruchteil vermindert werden. Dabei handelt es sich natürlich nicht etwa um eine Frauendienstpflicht, bei der man es besonders auf die Blondinen abgesehen hätte, sondern um die Wasserstoffbomben die Wirkung dieser Tonsche hier aber noch schrecklicher wird nämlich nicht bloß keine neuen Blondinen werden gegeben, sondern auch die jetzigen werden sich in großer Zahl nach und nach entfärben und wieder braun oder schwarz werden, da nur ein dauernder Gebrauch der Präparate das künstliche Blond erhält. So führt der Krieg in der Pariser Frauenwelt zu einem Feldzug der Wahrheit, vor dem nur das wirklich echte Blond wird bestehen können.

Die Frau in der Kommune.

Eine Eingabe des Nationalen Frauendienstes in Frankfurt a. M. hatte seinerzeit die Einstellung weiterer Frauen in die städtischen Aemter beantragt. Der Rechtsausschuß und der sozialpolitische Ausschuß des Magistrats hatten die Eingabe geprüft, für eine Reihe von Aemtern die Mitwirkung von Frauen als angezeigt erachtet, für eine große Anzahl jedoch die Bedürfnisfrage bejaht. Zugelassen waren bisher zwei Frauen im Jugendamt und eine in der Gesundheitskommission. Der Magistrat beschloß Verdoppelung ihrer Zahl, ferner die Zuziehung von je zwei Frauen für die Unterstützungskommission des Lieferungsverbandes, den Schulvorstand der Fortbildungsschule, das Wohnungsamt und Verkehrsamt. Je eine Frau ist ferner zugelassen worden für das Badeamt, das Elektrizitäts- und Bahnamt, das Friedhofsamt, die Gesterbebutation, die Kommission für das Historienmuseum, die Verwaltungsdeputation des Zoologischen Gartens, das Pfandhaus, die Pflegämter des Waisenhauses, Versorgungshauses, der Landstummenanstalt und verschiedener anderer Hofstätter und Anstalten. Die Beschlüsse des Magistrats haben nunmehr, soweit erforderlich, auch die Zustimmung des Bezirksausschusses erhalten.

Der Reichsverband für Frauenstimmrecht hat, wie wir der „Staatsbürgerin" entnehmen, beschlossen, folgende Petitionen an zuständiger Stelle einzureichen: a) um eine Aenderung der Bestimmungen über die Adoption (§ 1758 B.G.B.) dahingehend, daß bei Adoptionen von seiten einer alleinstehenden berheirateten (verwitweten oder geschiedenen) Frau nicht deren Mädchennamen, sondern der nunmehrige Familienname der Frau auf das Kind übergehe; b) um Zulassung von Juristinnen zu den vorgeschriebenen Schulpflichtigen (einschließlich von den Landesvereinen an die Justizministerien der betreffenden Bundesstaaten); c) um Zulassung der Frau zur Börse; d) um Abänderung des Gesetzes über die Reichs- und Staatsangehörigkeit der Frau.

Neue soziale Frauenschulen.

In Augsburg wurde eine soziale Frauenschule eröffnet. Die Schule, in Bayern das zweite derartige Lehrinstitut, eine Schöpfung des Augsburger Vereins für Frauenunterrichtes, soll durch theoretische und praktische Belehrung aufseitig geschulte Arbeitskräfte für berufliche und ehrenamtliche soziale Arbeit ausbilden. Einem einjährigen theoretischen Unterricht folgt die praktische Arbeit in den Aemtern der Wohlfahrtseinrichtungen in der Dauer von einem halben Jahr, so daß die gesamte Ausbildung anderthalb Jahre in Anspruch nimmt.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 48:

Ulan. Sense. Rotte. Flinte. Land. Gerber. Aargau. Eisen. Inarimm. Falte. Urne. Rana. Erregung. Eden. Albion. Gier. Entenei. Erle. Nord. Giseln. Esther. Salandra. Wader. Irre. Riai.

„Unsere Feldraunen im Feuer gegen angreifende Verlagtieri".

Richtige Lösungen gingen ein 53. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 53. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Hans Franke, Martha Geibel, Anneliese Biehle, Marg. Mitting, E. Reuboldt, Frau Hagemann, H. Reuter, M. Walther, Walter Höder, Georg Häder, Artur Harimuh, Martha Wolfgang, Richard Hitschke, Käthe Breitter, K. Hanisch, Hertha Eisenbuth, Fr. Golze, Erich Wege, Willy Geier, Martin Hoffmann, Heinz Gräfer, Gustav Grunicke, Frau H. Brüuning, Hildegard Klinger, Otto Klinger, Kurt Linke, E. Weyland, Frau Toni Wetterling, Curt Max, Walter Hale, Alex Redlin, Gertrud Wehner, Hans Joachim Schmidt, W. Wüdeke, Hans Sachs, O. Häusler, Richard Masche, Eberhard Hesse, Heinz Wolff, Frieda Marschner, Ernst Klüger, Bruno Lipprich, Ethelka Neumann, E. Lehmann, Walter Wolfmann;

von auswärts: August Häusler, Landsberg, Curt Lange, Wolfen, W. Schmidt, Bitterfeld, Renate Wernicke, Schlettau, Oskar Dietrich, Wernigerode, Weber Reuhen, Karl Beilecke, Delian, Frau W. Barth, Hettstedt, Lotte Bertram, Magdeburg.

Die Prämie: Aus dem Füllhorn der edlen deutschen Musik,

entfiel auf Anneliese Biehle, hier.

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 2 8 1 8 9 vielgenannter Staatsmann.

Schlüssel: **1 3 5** Duftart; **3 2 3 8** starkes geistiges Getränk; **9 3 1 3 2** altbibliische Frauengestalt; **4 7 2 5 6** hoher Titel.

Prämie: Amerika in Wort und Bild von G. Ritter.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Zweizüger von L. Erlin.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 48.

Dreizüger von K. Traxler.

1. De3—f3 1. a6—a5
2. e3—e4 2. Beliebig.
3. Df3—b5, Df3—d4, Df3—d5 matt.

Auf 1. ...., b5 folgt 2. Ke7—e6 usw.; auf 1. ..., d3—d4 2. e3 n. d4+ usw., auf 1. ..., Lh5—g6 2. Df3—d4+ usw.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Ernst Eliester, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 49 | **Halle, Sonntag, den 3. Dezember** | **1916**

Zu des Lebens Freuden
Schuf uns die Natur;
Aber Gram und Leiden
Schaffen wir uns.

Fr. v Köpfen.

Die Fee Unsterblichkeit.

Von Niddy Impekoven.*)

Es war ein wunderschöner Herbstmorgen. Die Blätter der alten Eiche am Waldesrand hatten ihr grünes Sommerkleid ausgezogen und sich schön bunt geschmückt. Sie freuten sich sehr über ihr neues Gewand und lachten und scherzten miteinander. Der alte Baumstamm war ordentlich stolz auf seine vielen, schönen Blätterkinderchen. Die milde Herbstsonne leuchtete am Himmel und Hann Goldhäschen von einem Zweig zum andern. So, im Spiel und Scherz, verging der Tag. Die Sonne begab sich zur Ruhe und der ganze Horizont erglänzte in herrlichem Abendrot. Doch siehe, in einer dunklen Ecke des Waldes versteckt saß der Zerstörer all dieser Freude. Den ganzen Tag hatte er die lustigen Blätter belauscht und beobachtet und ärgerte sich ordentlich über ihr frohes Dasein. Es war der grimmige Herr Frost. Er wartete in seinem Verstecke, bis es ganz dunkel war. Darauf schlich er sich leise an den Eichbaum heran und raunte den träumenden Blätterchen zu: „Eure Lustigkeit und Lebensfreude nimmt jetzt ein schnelles Ende; morgen halte ich Einzug im Lande und ihr müßt alle sterben . . .! sterben!" Er hauchte dabei die Blätter so kalt an, daß sie zitterten und bebten und sich ängstlich an ihren Vater Baumstamm drückten. Keines konnte mehr schlafen in dieser schrecklichen Nacht und sie fürchteten sich und berieten untereinander, wie sie dem Tode entrinnen könnten. Endlich graute der Morgen ihres Todestages.

Sie weinten so bitterlich, daß die Tränen an ihnen herunterliefen. Voller Verzweiflung weckten sie die kluge Amsel, die bei ihnen wohnte und erzählten ihr Leid und baten sie flehentlich um Hilfe. Die Amsel tröstete die armen Blätterkinder, so auf sie konnte und erzählte ihnen, daß sie eine edle Fee kenne, die allen lebenden Wesen dieser Erde helfe. Dieses sei die Fee Unsterblichkeit, die auf dem Morgenstern ihr silbernes Schloß habe. Die Blätter trockneten ihre Tränen und baten die Amsel, schnell an dieser Fee zu fliegen und ihr ihren Schmerz zu klagen. Und die Amsel machte sich sogleich reisefertig und flog auf zum Morgenstern.

Die Fee sämmte gerade ihr kaneel silbernes Haar, als die Amsel ohne anklam. Sie war von Mitleid gerührt, als sie die Not der armen Blätter vernommen hatte und sprach zur Amsel: „Sage den Blättchen, daß sie sich nicht fürchten sollen vor dem bösen Frost! Allerdings ist er ein so starker Herrscher, daß ich ihm nicht Trotz bieten kann, aber ich werde ihnen helfen, so weit ich es vermag. Kein Lebewesen wird von mir verlassen! Ich helfe jedem und es auch glaubt, sterben zu müssen!"

Die Amsel kam mit dieser Botschaft nach Hause. Und wirklich, in der Nacht kam es so, wie es der Frost angedroht hatte. Mit eisigem Sausen kam er heranestürmt und schwang seine Keule so wuchtig, daß die armen Blättchen zitternd zur Erde wirbelten. Trotzdem die gute Fee sie getröstet und ihnen Mut angesprochen hatte, verginnen sie fast vor Angst und Todesgrauen. Aber der Frost lachte höhnisch über ihren Unterjamma.

Doch siehe, als der Morgen graute, schickte die gütige Fee Unsterblichkeit eine weiche, blendendweiße Schneeflockendecke, die sich mitleidig über die toten Blätterchen breitete. Aber nein sie waren ja gar nicht tot, denn auf einmal fühlten sie wie im Traum, daß sie langsam in die Erde sanken. Tiefer und immer tiefer. Nach langer, dunkler Wanderung merkten sie eines Tages, wie weiße, kleine Aermchen sich sehnsüchtig nach ihnen ausstreckten. „O, wie wir uns freuen, ihr lieben Blättchen, daß wir euch endlich gefunden haben," sagten die Würzelchen. „Wir sind nämlich ausgeschickt vom Vater Baumstamm und erwarten euch schon lange." Dann umarmen sie sich so innig, daß die Blättchen vor Wonne und Freude zerginnen und sich nicht mehr von den Wurzeln trennen konnten. Sie wanderten nun in winzigen Tröpfchen durch die kleinen und großen Wurzeln des Baumes, immer höher hinauf und beeilten sich mächtig, um bald zu ihrem guten, alten Vater Baumstamm zu kommen. Mein Gott, war das eine Freude, als sie sich wiedersahen! Doch die Sehnsucht trieb sie immer höher hinauf. Sie kamen zu ihren allbekannten Aesten, die sich vor Freude wiegten und bogen und rannten lustig weiter, bis sie plötzlich am äußersten Zweiglein angelangt waren und nicht mehr weiter konnten. Sie hatten Herzklopfen und waren voll Spannung genau wie wir Kinder, wenn wir am heiligen Abend im Nebenzimmer hüten und auf den Weihnachtsbaum warten müssen. Plötzlich merkten sie, wie ein kleines Türchen sich im Zweiglein bildete, an dem der stürmische Frühlingswind rüttelte. Sie waren sehr neugierig und guckten leise durchs Schlüsselloch. War das eine Pracht! Die milde Frühlingssonne leuchtete am blauen Himmel und die Vögelein flogen hin und her, zwitscherten und bauten Nestchen.

Jetzt konnten sie es aber wirklich nicht mehr aushalten! Sie sprengten ihre Türchen und schlüpften an das innig ersehnte Tageslicht. Das Maß ihrer Freude war voll, als sie ihr zartes, grünes Kleidchen erblickten und auf all den vielen Nebenzweiglein ihre Schwesterchen begrüßen konnten. Auch die gute, kluge Amsel wohnte immer noch bei ihnen und hatte gerade drei zarte Eierchen in ihr Nest gelegt. O, wie lachten die jungen Blätterchen und flüsterten miteinander und hatten sich tausend und eine Geschichte zu erzählen und freuten sich heg wunderbaren Daseins. Sie konnten vor lauter Neuigkeiten die ganze Nacht nicht schlafen. Das war ein Gewispere, und ein Geflüstere, ein Kichern und ein Gekuchele!

Ehe sie sich's versahen, stand der silberne Morgenstern am Himmel und es war ihnen, als ob die gute Fee Unsterblichkeit ihnen zuwinke und sagte: „Kein Lebewesen dieser Erde wird von mir verlassen! Ich helfe jedem, wenn es auch glaubt, sterben zu müssen!" Da waren die Blättchen so gerührt, daß sie zum erstenmal in ihrem jungen Leben weinen mußten, aber diesmal waren es Freudentränen!

*) Wesserrin dieses anmutigen Märchens ist die zwölfjährige Tochter des Schauspielers Toni Impekoven in Frankfurt a. M. Die lebhafte Phantasie des Kindes und seine gewandte Ausdrucksform werden unsere Leser erfreuen, wie sie uns erfreuten.

Gedenktage der Woche.

3. Dezember 1857 † Der Bildhauer Christian Rauch in Dresden (* 1777).
1870 Schlacht bei Orleans.
4. Dezember 1409 Gründung der Universität Leipzig.
1798 † Der italienische Naturforscher Galvani in Bologna (* 1737).
1900 † Der Maler Leibl in Würzburg (* 1844).
5. Dezember 1757 Friedrichs des Großen Sieg bei Leuthen.
1791 † Mozart in Wien (* 1756).
6. Dezember 1823 * Der Sprachforscher Max Müller in Dessau († 1900).
1834 † Generalmajor Freiherr von Bülow (Führer der berühmten Freischar in Freiheitskriege) in Berlin (* 1782).
1892 † Werner von Siemens in Charlottenburg (* 1816).
1914 Die Deutschen erobern Lodz.
7. Dezember 1724 Thorner Blutbad. Enthauptung des Stadtpräsidenten mit neun Bürgern.
1894 † Alcomte de Lesseps, Erbauer des Suezkanals (* 1805).
8. Dezember 1649 † Der Dichter Martin Rinckart in Eilenburg (* 1586).
1914 Bei den Falklandinseln unterliegt das deutsche Kreuzergeschwader unter Graf Spee dem weit überlegenen Feinde.
9. Dezember 1717 * Der Altertumsforscher Joh. Winckelmann in Stendal († 1768).
1867 † Mit. v. Dreyse, Erfinder des Zündnadelgewehrs, in Sömmerda (* 1787).
1914 General v. Falkenhayn wird Chef des Generalstabes.

Die Verhaftung.

Ein Erlebnis von Baldwin Möllhausen.

Ich habe so manchen verhaftet während meiner kriminalistischen Tätigkeit im besetzten Feindesland und ich muß sagen, daß mir so eine Verhaftung immer großes Unbehagen bereitet hat. Der erteppte und überführte Verbrecher hat stets mein Mitleid wachgerufen und deshalb sage ich niemals schroff „vous êtes arrêté", sondern stets „vous m'accompagnerez", um mir über das Unangenehme der Lage hinwegzuhelfen. Das war nicht stets so; auch ich habe eine Zeitlang als Triumph empfunden, den Gesuchten umgarnt, umstellt und schließlich hinfest gemacht zu haben, bis ist dem Tage, an dem ich Thodore Tailbeman festnahm. Davon will ich kurz berichten.

Im Winter war es in Flandern. Da kam eines Tages ein Feldwebelarm zu mir auf die Ortskommandantur. Er erzählte, daß in einem kleinen Hause der Rue de Rossignol jede Nacht um 4 Uhr ein geheimnisvolles Licht aufblitze, um nach wenigen Augenblicken zu verschwinden. Der Verdacht, daß es sich um Spionage handeln könnte, kam deshalb nicht auf, weil der Lichtschein zu schwach war, um im Freien als Zeichen zu dienen, und weil von der Feldwebelarmerie bereits festgestellt war, daß in jenem Häuschen die Waschfrau Marie Hanssens mit ihrem 13jährigen Töchterchen ein zurückgezogenes Leben führe. Nachweislich war seit einem Monat kein Fremder bei ihr gewesen. Durch den nahen Grenzposten nämlich war das Haus ständig mit im Auge behalten worden. Mit dieser Erklärung übergab mir der wohlgenährte Gendarm die Sache „zur eventuellen weiteren Verfolgung", da sie für ihn kein Interesse mehr besaß. Mich lockte etwas an der Angelegenheit, und so lenkte ich mich zwei Wochen um die angegebene Zeit auf die Lauer. Weiter war es infolge des Sonnes, der das Grundstück umgab, nicht möglich, näher als bis auf fünfzehn Meter an das Fenster heranzukommen, von dem aus man den Lichtschein wahrgenommen hatte. — An der Tat, um 4 Uhr morgens, wurde es in dem Zimmer plötzlich hell, ein Schatten zeichnete sich undeutlich auf dem gelben Vorhang ab und wenige Sekunden später war das Licht verlöschen, um nicht mehr aufzuleuchten.

Natürlich konnte ich nun nicht einfach zu Marie Hanssens gehen und fragen, was es mit ihrer nächtlichen Beleuchtung für eine Bewandtnis habe; denn da wäre sie sofort gewarnt gewesen. Ich ging daher ganz vorsichtig zu Werke. Zunächst: Wer war Marie Hanssens? Diese Frage stellte ich an einem der nächsten Tage dem Standesbeamten der Stadt in ganz nebenbei. Und da erfuhr ich gleich etwas Seltsames. Marie Hanssens war die Frau eines gewissen Leval, einen rohen Gesellen, der vor nahezu 15 Jahren einmal ein Messer lebensklich tief in die Seite gestochen hatte. Leval war dafür fünf Jahre ins Zuchthaus gewandert, vor Schlimmerem hatte ihn die Kunst der Aerzte bewahrt, die seine Frau am Leben zu erhalten vermocht hatten. Während der Verbüßung der Strafe war die junge Frau mit einem Ingenieurlieutenant Thodore Tailbeman zusammengezogen, in der Absicht, sich mit ihm nach der Scheidung von Leval zu verheiraten. Durch irgendwelche, nicht mehr aufzuklärende Umstände war aber die Scheidung nicht erfolgt; der Standesbeamte meinte, der Kardinal habe seine Befürwortung versagt und zudem sei Leval nach Verbüßung seiner Strafe spurlos verschwunden, so daß man nicht wüßte, ob er noch lebe oder nicht. Infolge dieser Ungewißheit aber verlangte man der Marie Hanssens, die mit Tailbeman bereits zusammenlebte und eine Tochter von ihm hatte, die Scheidung, geschweige denn das Eingehen der neuen Ehe.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191612038/fragment/page=0001

„Hm, und wo ist denn jetzt Taildeman," fragte ich, da ich ja wußte, daß Marie Hanssens mit ihrer Tochter allein in ihrem Hause lebte. „Ja, Taildeman ist verschwunden", sagte Herr Warlop: „als der Krieg ausbrach, wurde er nach Antwerpen eingezogen, dort erkrankte er und wurde samt seinen Lazarettgenossen fünf Stunden vor der Uebergabe der Stadt an die Deutschen fortgeschafft, um nicht in Gefangenschaft zu geraten. Taildeman ist dann hierher zurückgekehrt, aber seit der Besetzung unserer Stadt durch die Deutschen spurlos verschwunden."

Nun war ja alles klar! Taildeman hatte verborgen bei Marie Hanssens, seiner Geliebten. Er wußte, ihm drohte, wenn man seiner habhaft wurde, wegen Kontrollentziehung zunächst eine Gefängnisstrafe, ferner Abschub nach Deutschland als Kriegsteilnehmer, wenn er auch nie ein Gewehr in Händen gehabt hatte, — und so hatte er beschlossen, sich verborgen zu halten. Alles war zu verstehen und daß das Licht trauendwie mit Taildeman im Zusammenhang stand, der vielleicht immer nachts kein Versteck verließ, unterlag für mich keinem Zweifel.

Am Abend zog ich mit einem Kameraden zum Hause in der Rue de Rossignol. Wir traten ein. Ein malerisch unordentlicher Küchenraum nemahnte an die Bilder Ostades. Ehe wir aber zu derartigen Betrachtungen Zeit hatten, hob sich plötzlich der Boden unter meinen Füßen, ich verlor das Gleichgewicht und fiel hin, während mein Kamerad noch gerade erkennen konnte, wie ein Mensch in gebückter Haltung der Tür zu und durch den Korridor dem Freien mit Blitzesschnelle entstrebte. Aber ebenso schnell hatten wir unseren Schrecken überwunden und zusammengerafft und jagten dem Flüchtling nach. Die Nacht war hell, er hatte ungefähr fünfzehn Meter Vorsprung. Rasch den Revolver entsichert, ein Warnungsruf, der erfolglos verhallte, zwei, drei, vier Schüsse blindlings nachgesandt, dann blieb der Ausreißer stehen. Wir erreichten ihn. Fragten ihn nach Name und Ausweis. Taildeman Théodore sans carte d'identité". „Danke, Sie sind verhaftet." Langsam ging es durch die Nacht zum Gefängnis.

Als ich am nächsten Tage gleich morgens ein Aktenstück über Taildeman ansegen und gleichzeitig Anzeige gegen Marie Hanssens wegen Verborgenhaltens eines feindlichen Heeresangehörigen erstatten wollte, kam eine Ordonnanz und meldete, daß der nachts eingelieferte Taildeman heute morgen beim Austreten entsprungen und bisher nicht mehr aufzufinden sei. Ich machte Soldaten mobel, rannte in die Rue de Rossignol, kam aber vor ein verschlossenes Haus. Marie Hanssens und Tochter waren seit zwei Stunden fort, wie mir die Nachbarn erzählten. Weiter ging die Suche nach Taildeman. Der Kommandant runzelte die Stirne der Bataillonsführer mobilisierte eine Kompagnie, die sämtliche Verwandte Taildemans bis ins fünfte Glied auf- und absteigender Linie nach und nach festnahm; umsonst, Taildeman und Marie Hanssens samt Kind blieben spurlos verschwunden. Nach 14tägigem Suchen verdrängten neue Ereignisse den Fall Taildeman.

* * *

Drei Monate später. Der Frühling ging langsam in den Hochsommer über. Ich bekam mich nicht mehr in Flandern, sondern im Herzen des Wallonenlandes in Ch. Kommt eines Tages, es war Sonnabend nachmittag, eine Frau in mein Bureau obwohl es ganz oben im Hause lag, setzt sich kaleich plump vertraulich neben mich, die Luft des Zimmers unangenehm durch ihr billiges Parfüm verschlechternd, und kröchst mir im ordinärsten Wallonisch etwas ins Ohr. Ich höre nicht hin, frage zunächst einmal, wer sie überhaupt ist. Sie stammelt eine Entschuldigung, stellt sich dann vor: „Louise Hanssens". Und was sie dann berichtet hat. Ja, das wäre eine lange Geschichte. Sie hatte eine Schwester, die hieß Marie Hanssens, und die trieb sich jetzt hier mit einem belgischen Soldaten herum, mit dem sie schon jahrelang zusammenlebe — — — „und", fuhr ich fort denn blitzschnell war Erinnerung über mich gekommen, „dieser Soldat heißt Théodore Taildeman und ist der Vater ihrer Tochter und in Flandern aus dem Gefängnis ausgebrochen. Nicht wahr, das wollen Sie mir erzählen und mich dann auffordern, Taildeman zu verhaften?" Während ich sprach, hatte Louise Hanssens die Augen immer weiter aufgerissen, mich wie ein Gespenst angeschaut und schließlich zuraufte sie vor: „Sie wissen das?" „Die deutsche Polizei weiß alles", behauptete ich etwas kühn, aber Louise war so niedergeschmettert, daß sie stumm zur Tür hinwankte. „Wo wohnt denn Taildeman jetzt mit Marie?" rief ich ihr nach. „Avenue Jules Destree 1, im Dachgeschoß", kam sie völlig ernüchtert und verschwand.

„Also, Taildeman, nun haben wir dich", dachte ich bei mir. „Na, diesmal entkommst du mir nicht." Noch einmal vergegenwärtige ich mir die Ereignisse der Februarnacht und bewundere dann das Schicksal, das mich mit Taildeman nach Monaten in ganz anderer Gegend wieder zusammenführte.

Dann begann der Dienst. Ein Kollege wurde instruiert, die Brownings schußbereit in der Tasche gemacht, zur Sicherheit ein paar gute Handfesseln mitgenommen, denn Taildeman war ja ein verzweifelter Bursche. Das hatte er bewiesen. Dann ging's los. Erst ein Stück mit dem Tram, aus der Stadt in die Vorstadt, in den Kohlenbezirk. Gerade hinein die Zechen ihre Belescharten aus, schwarzende Mengen überfluteten die schwarzen Straßen.

Feldgrau.

Wir zogen fort, ohne Glanz, ohne Schein,
Feldgraue Wolken, nach Rußland hinein.

Daheim wußte keines von all den Lieben,
Wo denn die ehernen Wogen geblieben.

Die schrieben vom Herde und harrten der Kunde
Von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde.

Und Wochen wohl währt' es und mondelang,
Und schwül ward's und schwer ward's, und bang, nch zu bang.

Da endlich, ein Jauchzen vom Fels bis zum Meere:
Gott schlug sie, des Feindes gewaltige Heere!

Und stille und sorglich dann Zug um Zug
Die Wunden zur heilenden Heimat trug.

Da kam ich zur Mutter. Im braunen Haar
Was ich sie verlassen, da Sommer es war.

Nun leuchtet vom Haupt ihr ein heiliger Schein:
„Feldgrau, ach feldgrau, mein Müttertein!"

Karl Schulze.

Frauen in Hosen mit kohlengeschwärzten Gesichtern lärmten die Gasse entlang, bis sich der gewaltige Strom teilte, vergewalzte und in die Seitenstraßen verlor. Wir ließen uns von diesem Strome bis in die stille Avenue treiben und stiegen dann, so schnell wir vermochten, bis zur Dachkammer empor. Ein kurzes Halten, Lauschen, in der Tat Stimmengewirr. Eine Holzplanke nur trennt mich von dem Langgesuchten. Ich stoße die Tür auf und bleibe erschrocken stehen — in der Mitte des Zimmers steht Taildeman, aber ist es überhaupt noch Taildeman, nein — kein Skelett. Sein völlig abgemagerter Oberkörper ist entkleidet, er will sich gerade waschen. In der Ecke weint leise eine Frau: Marie Hanssens, an sie geschmiegt die Kleine. Taildeman dreht sich langsam um, mir zu. „Théodore Taildeman, kennen Sie mich?" Er sucht in seinem Gedächtnis — lange, lange sieht er mich an, und plötzlich fängt das Skelett an zu zittern. Einige abgerissene vlamische Laute tourmelten durch den stillen Raum, dann hatte sich Taildeman gefunden, er reißt sich zusammen und blickt mich aus seinen klaren Augen an. „Ja, Herr, ich erkenne Sie wieder, von jener Nacht her, wo ich Ihnen entkam. Nun haben Sie mich zur Strecke gebracht. Ich weiß, was mir bevorsteht, aber rechtfertigen will ich mich vor Ihnen, der Sie mir seit Monaten folgen. Ich habe gefehlt gegen eure Gesetze und Verordnungen, aber wenn ich es tat, tat ich es aus Liebe zu Marie und zu meinem Kinde. 19 Monate habe ich im Keller gelebt, um bei ihnen zu sein. Ich habe gelebt von den Abfällen, die sie mir tagsüber in Gasse und Gosse auflasen. Ich habe es willig ertragen, denn ich war bei dem Liebsten, was ich habe. Ich habe nichts gegen euch Deutsche unternommen, war nie in meinem Leben Soldat, denn als mein Mich einzog, wurde ich krank. Und doch verfolgt ihr mich um meiner Liebe willen. Ich weiß, jetzt ist alles aus, ihr schlaaat mich weg, und Marie und die Kleine sind ganz allein auf Gottes Erde, weil ihre Verwandten sie hassen wegen ihrer Liebe zu mir. Wir sind nicht verbrecherisch und doch haben wir uns stets die Treue gehalten. Nun reißt ihr uns auseinander. Nie mehr werden wir drei uns wiedersehen, wenn ihr mich hier fortgeführt habt, das weiß ich gewiß." Er streckte die fleischlosen Arme in die Höhe: „Ich flucht euch nicht, die ihr nur eure Pflicht tut, aber ich fluche den Mördern meiner Liebe, wer sie auch seien. Was haben wir getan, daß man uns voneinander reißt, die wir nur eine einander leben können. Denkt an Taildeman, wenn ihr euch einmal alle schämen wollt. Und nun, Herr, fahr er ruhiger fort, „kommt, ich bin gleich bereit." Schnell kleidete er sich an. Vom Fenster her schluchzte Marie herüber, ich wollte sie fragen, warum sie Taildeman nicht angezeigt habe, wie es ihre Pflicht gewesen wäre — aber das kam mir denn doch zu lächerlich vor. Ich sicherte unmerklich meinen Revolver wieder und packte die Handfesseln wieder ein. Hier bedurfte es keiner Gewalt mehr.

Und dann kam der Abschied, der Abschied zwischen Mann und Weib, zwischen Vater und Tochter, zwei lange, lange stumme Küsse. Ein Händedruck und ein Streicheln des Lockenköpfchens — lautlos. Dann riß sich Taildeman los und sagte nur: „Allons, messieurs." Ohne sich umzuwenden, schritt er zur Tür. Ich wollte ihm schon folgen, da flog plötzlich die Kleine auf mich zu, zwei Arme warfen sich um meinen Hals und ein Kuß brannte auf meinen Lippen. „Rends-moi mon cher papa", schluchzte es an meinem Ohr und immer wieder fühlte ich die weichen Lippen auf meiner Wange. Ganz behutsam löste ich mich aus der Umarmung, stammelte ein unsicheres „nons verrons, ma petite" und führte das Mädchen der gebrochenen Mutter wieder zu. Schwer stieß sich Marie Hanssens auf eine zerbrochene Kiste sallen. Schweigend schritten wir mit Taildeman in die blaue Abendstunde hinein. Als ich ihm einlieferte, sagte er mir zum Abschied, unter Tränen lächelnd: „Wie gesagt, Herr, ich grolle Ihnen nicht" und streckte mir die Hand hin. Und ich sah in dem ausgezehrten Gesicht, daß es ihm wie einem Verwandten, einem guten Freund. Dann verließ ich ihn, habe ihn nie wiedergesehen. Aber Verhaftungen sind seit dieser Zeit nicht mehr so ganz nach meinem Geschmack.

Das Geständnis.

Von H. v. Mühlau.

(Nachdruck verboten.)

In der zweiten Klasse des Realgymnasiums einer mittelgroßen Stadt hatte peinliches Verhör stattgefunden.

Gerhard Peters hatte angezeigt, daß ihm aus der Tasche seines Ueberziehers die Geldbörse mit 50 Pfennig Inhalt entwendet worden sei.

Er hatte die Anzeige am Sonnabend nach Schulschluß erstattet und am Montag früh fand das peinliche Verhör statt.

Auf dem Pult des Lehrers lag der Bügel der Geldbörse, schwarz gebrannt und etwas verbogen. Der Schuldiener hatte ihn im Aschenkasten des Ofens gefunden und Gerhard Peters hatte den Bügel als zu seiner Börse gehörig erkannt.

Der Direktor war in die Klasse gekommen und hatte eine flammende Rede gehalten.

„Jungens", schrie er zum Schluß in die Klasse, „draußen tobt der Krieg. Eure Väter und Brüder stehen draußen, um für Euch zu kämpfen und hier unter Euch dreißig, die Ihr hier vor mir sitzt, gibt es einen, der fähig ist, einen gemeinen Diebstahl zu begehen!

Ich habe zweimal gefragt: wer ist es? und niemand hat den Mut, sich zu der Tat zu bekennen und damit die Uebrigen zu entlasten. Ich frage noch einmal und zum letztenmal und wenn wieder dieses verdammte Schweigen erfolgt, dann soll die ganze Klasse vor mir nicht mehr als ehrlich dastehen!"

Aber wieder Stille, wieder dies entsetzliche Schweigen.

Der Direktor ging und der Ordinarius trat auf das Pult.

„Wenn sich vielleicht Einer bei mir allein melden will, so hat er das Recht dazu, hier oder in meiner Wohnung, aber nur bis morgen früh", sagte er kurz und ging dann zur Tagesordnung über.

Es meldete sich niemand, die Jungen waren für zwei Tage verstört, tauschten auch Vermutungen aus, aber es war nichts Sicheres festzustellen; nach weiteren zwei Tagen geriet die Sache schon etwas in Vergessenheit und nach einer Woche dachte niemand mehr daran. Der Ordinarius, Dr. Müller, war ein Mann, der sehr hart sein konnte; er wurde nie so heftig wie der Direktor und einige der anderen Herren, aber er war bei weitem der Gefürchtetste von allen. Ganz wenige von seinen Schülern hatten Anhänglichkeit für ihn; und daß gerade er, der doch noch jung war, zu denen gehörte, die nicht ins Feld gezogen waren, blieb eine Quelle des Aergernisses für die Klasse.

Dr. Müller war nicht ungerecht, er zog niemanden vor und behandelte keinen schlechter als den anderen. Er war kalt und unerfindlich und stand durchaus nur auf dem Standpunkt kühler, eiserner Pflichterfüllung.

Hin und wieder nahm er einen der Schüler für ein paar Tage oder eine Woche ganz besonders vor, zerpflückte ihn ordentlich und wenn er sein entsetzlich peinliches Erforschen der Geistesbeschaffenheit beendet hatte, hieß er den Betreffenden völlig ungewiß über das Ergebnis der schweren Prüfung.

Eines Tages suchte er sich den blonden, blauäugigen Berthold Kramer heraus. Der sah aus wie einer, der ganz genau weiß, was er will, ein wenig hochmütig und überlegen, obwohl er keinen Grund dazu hatte, denn er war ein armer Teufel und trug die schäbigsten Kleider von allen Jungens.

Die Prüfung verlief nicht schlecht. Dr. Müller sagte zwar kein Wort, aber soweit hatte er sein Gesicht denn doch nicht in Zucht, daß man nicht eine leise Befriedigung hätte erkennen müssen.

Als die Pause kam, fügte es sich wie im Zufall, daß er dem Berthold Kramer dicht zur Seite stand und winkte ihm mit den Augen zu, ihm zu folgen, und dann sagte er leise:

„Kommen Sie bitte heute nachmittag zwischen 5 und 6 Uhr zu mir."

Kramers Gesicht überzog sich mit einem tiefen Rot. Er nickte und mischte sich dann unter seine Kameraden.

Dr. Müller wohnte in einem netten Hause — ob er verheiratet war, wußte man in der Schule nicht; die einen sagten, er lebe bei einer Schwester, die andern wollten wissen, daß er verheiratet sei.

Kramer, der in einer kleinen Wohnung im vierten Stock lebte, konnte.

Es lag fast reich aus bei seinem Ordinarius.

Ein Dienstmädchen führte ihn in ein sehr gut eingerichtetes Studierzimmer und gleich darauf erschien Dr. Müller.

„Setzen Sie sich," sagte er zu Kramer. „Ich habe Sie zu mir gerufen, um Ihnen zu sagen, daß ich einberufen bin. Ende der Woche, also in drei Tagen bin ich fort. Ich habe, wie das wohl jedermann tut, wenn er in den Krieg zieht, meine Angelegenheiten geordnet, habe auch mit all denen, denen ich etwas zu sagen hatte, gesprochen Kramer. Ich bin also frei — nur Ihnen gegenüber noch nicht. Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen, Kramer!"

Er war aufgestanden und hatte die Hand auf Kramers Schulter gelegt.

„Oder haben Sie mir vielleicht etwas zu sagen?"

Die Hand lag schwer auf der Schulter und Kramer hob mit großen, erstaunten Augen zu den Augen zu schauen. Sein Wesen war gedrückt, in den Pausen saß er allein in einem Winkel — und manchmal am Nachmittag lief er verstört an der Villa, in der Dr. Müller gewohnt hatte, vorüber.

Er war sechszehn Jahre alt und ein großer, strammer Mensch. Er trug sich mit dem Gedanken, sich freiwillig zu melden und in den Krieg zu ziehen, denn die Schule war ihm verleidet.

Die Mutter hatte nichts dagegen; er meldete sich — meldete sich dringend und man wollte ihn für zu Frühjahr nehmen.

Sein Herz ward froher, seine Haltung straffte sich wieder — draußen würde er ganz frei werden — oder er würde sterben.

Die Last wich aber nicht ganz von ihm; jeden Nachmittag, wenn die Stunde kam, in der er bei Dr. Müller gesessen hatte, kam die Qual wieder. Er sann auf einen Ausweg; er hoffte, daß der Doktor vielleicht Urlaub erhalten würde — aber niemand wußte ihm etwas darüber zu sagen.

Eines Tages faßte er einen Vorsatz: „Ich trage nicht mehr!" schrie er sich selber an. „Ich bin eine Schuft — ein elender Lump, der nicht wert ist, in den Krieg zu ziehen und wenn ich ihm nicht persönlich sagen kann, dann schreib ich ihm!"

Er lief zum Direktor und bat sich die Adresse des Dr. Müller aus.

Am selben Abend ging ein Brief ins Feld — und von diesem Tage an lebte Kramer in zitternder Erwartung.

Die Antwort blieb aus; eine Woche war vergangen und die zweite brach an.

Kramer ging wie ein tiefbeugter, alter Mann umher; er wußte jetzt, daß der Brief zu spät gekommen, daß die Verachtung des Lehrers zu groß gewesen war, um noch verzeihen zu können.

Eines Morgens stand der Direktor wieder mit tiefernstem Gesicht vor der Klasse, sowie er damals, als er das peinliche Verhör wegen der entwendeten Börse gehalten, vor seinen Schülern gestanden hatte. Diesmal aber klang seine Stimme weich und umflort.

„Ich habe Ihnen die traurige Nachricht zu überbringen" sagte er, daß Ihr Ordinarius, unser verehrter und geliebter Dr. Müller, vor fünf Tagen den Heldentod erlitten hat!"

Ein Raunen ging durch die Klasse. — Die Schüler sahen bestürzt zu dem Direktor auf, der noch eine kurze Rede hielt.

Ein lautes, wildes Schluchzen unterbrach ihn; er blickte auf und sah zu Kramer hin.

Der hatte den Kopf in die Arme geworfen und verfluchte verachtes sein lautes, wildes Schluchzen zu ersticken.

Der Direktor sagte nichts und als er gegangen, sahen die Mitschüler scheu zu Kramer hin. Es verstanden ihn nicht: keiner von ihnen hatte den Dr. Müller geliebt — und wenn sein Tod auch bestürzte — so eine Heulerei war doch unbeareiflich.

Am Nachmittag lief Kramer planlos umher — immer wieder an des Dr. Müller Wohnung vorüber — dann nahm er den Weg durch den Wald.

Wieder stand der Direktor vor seiner Klasse — diesmal bis ins Tiefste erschüttert.

„Meine jungen Freunde" sagte er in einem ganz ungewohnt weichen Tone: „Sie wissen, daß Ihr Freund und Mitschüler Kramer seit zwei Tagen vermißt wurde. Heute in der Frühe hat man seine Leiche im Walde gefunden. Er läßt Ihnen allen „Lebe wohl!" sagen und läßt Ihnen weiter sagen, daß er es war, der seinerzeit die Börse des Gerhard Peters entwendet hat. In welchem Zusammenhang seine Tat und das Geständnis mit Dr. Müllers Tod steht, weiß ich nicht.

Ich bitte Sie, das Geständnis als das tiefheilige Geheimnis eines Toten zu bewahren, damit es nicht zum Gebräch der Allgemeinheit wird!"

Er ging und die Köpfe blieben gesenkt: ein Schauer war durch die jungen Seelen gegangen.

Aus der Welt der Frau.

Ach, wir lernen und lernen mit Eifer und Mühe und rastlos; was zu lernen und wie, lernen wir leider zuletzt.
Hilscher.

Wer die Liebe nie gewonnen, Steht verbannt vom Lebensbronnen.
Isolde Kurz.

Auch unser edles Sauerkraut . . .

Wie im Reichsanzeiger kürzlich amtlich bekanntgegeben wurde, ist auf Antrag des Präsidenten des Kriegsernährungsamtes durch eine Verordnung über den Absatz des Sauerkohls der Reichsstelle für Gemüse und Obst das Recht erteilt worden, zu bestimmen, daß in gewissen, örtlich abgegrenzten Bezirken der Absatz von Sauerkohl ohne Rücksicht darauf, ob darüber bereits Verträge abgeschlossen sind, nur an sie oder an ihre Kommissionäre zulässig ist. Mitgenannt soll diese Reichsstelle auch den Weltkohl enteignen können. Die Verordnung hat den Zweck, den großen Bedarf von Sauerkraut und Dörrgemüse zu decken, der zur Wintervorsorgung des Heeres und der Bevölkerung notwendig ist. In erster Linie aber handelt es sich um die Beschaffung der großen Mengen von Sauerkraut, deren wir alljährlich zu unserer Wintersoft bedürfen . . . In seinem Meyelsuppenliede singt Ludwig Uhland zum Preise des deutschen Sauerkrautes:

„Auch unser edles Sauerkraut,
Wir sollen's nicht vergessen,
Ein Deutscher hat's zuerst gebaut,
Drum ist's ein deutsches Essen."

Der Dichter weiß damit auf Kort den Großen hin, der sich in der Tat um den Anbau des Krautes oder des Kohls, noch genauer gesagt, des Kopfkohls, in Deutschland große Verdienste erworben hat. Freilich ist es nicht richtig, daß Kort der Größe zuerst den Kopfkohl angebaut hat. Dieser und seine Kultur ist vielmehr gleich dem Weinstock und Obstbau sowie der übrigen Genußkultur aus Italien nach Deutschland gewandert. Das wird ganz klar und deutlich durch die Geschichte des Wortes „Kohl" (entstanden aus dem lateinischen caulis) und des noch heute vielfach in deutschen Mundarten gebrauchten Ausdruckes Kappes (althochdeutsch chapuz) bewiesen, der seinen Ursprung auf das lateinische caput (Kopf) zurückführt. Das alte hochdeutsche Wort chapuz wanderte aus Deutschland gleichzeitig mit dem Anbau des Kopfkohls zu den Slawen; daher führt diese Kulturpflanze im Slawischen den Namen Kapusta.

Wo die Kunst einstanden ist, den Kohl durch Säuren zu konservieren, heißt noch nicht fest. Einige weisen dies Verdienst den Slawen zu, die uns ja auch die Kunst, die Gurke als Sauergurke beliebig lange genußfähig zu erhalten, übermittelt haben. Die Slawen aber haben das Säuern der Gurken nicht erfunden, sondern sie haben das Verfahren höchstwahrscheinlich aus Byzanz übernommen und es uns dann mitgeteilt. Viele Momente aber sprechen für die Annahme, daß diese Kunst, das Sauerkraut herzustellen, auf deutschem Boden entstanden ist. Jedenfalls aber hat Uhland recht, wenn er das Sauerkraut als ein deutsches Essen bezeichnet. Die anderen Völker haben es von uns übernommen, und sie haben seine Vorzüge bald zu schätzen gelernt. So auch besonders die Franzosen, die uns gar zu gern als „Sauerkrautesser" verspotten. Schon längst spielt la choucroute, wie unsere westlichen Nachbarn das gute deutsche Wort verhaftbortt haben, auch in der feinsten französischen Küche, insbesondere als Zugabe zum Wildgeflügel, eine hervorragende Rolle. Es macht den Franzosen nichts aus, daß ihr Wort choucroute eigentlich ein Pleonasmus ist und nichts anderes als „Kohlkraut" bedeutet; das französische Wort choux führt seinen Ursprung auf dasselbe lateinische Wort caulis zurück, von dem, wie bereits erwähnt wurde, auch unser deutsches Wort „Kohl" stammt. In Süddeutschland sagt man mit Vorliebe „Kraut", in Norddeutschland „Kohl".

In der Magdeburger Gegend ist man zuerst dazu übergegangen, den Sauerkohl für den Verkauf fabrikmäßig herzustellen; da dort das Wort Kohl vorherrscht, entstand die Handelsbezeichnung „Magdeburger Sauerkohl". Wem kann es heute erleben, daß in Gegenden, in denen das Wort „Kraut" für „Kohl" vorgezogen wird, die Bezeichnungen „Magdeburger Sauerkohl" oder „Sauerkohl" allein und „Sauerkraut" in der Weise einander gegenübergestellt werden, daß die erste Benennung für die vom Kaufmann bezogene Ware, die zweite aber für das im eigenen Haushalt bereitete Erzeugnis angewendet wird. Auch bei anderen Gegenden, die eine große Kopfkohlfabrikation aufweisen, entstanden später Sauerkohlfabriken, so namentlich in dem Braunschweiger Gemüseland, man behielt aber auch hier vielfach anstandslos die Bezeichnung „Magdeburger Sauerkohl" bei.

Die Zeit der Frauen!

Uns wird geschrieben:

Der Frauen? fragt man. „Der Männer" sollte es wohl heißen? Ja, die Männer führten bei

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191612038/fragment/page=0002